

Der Hoffnungsbund. Das Lebkuchenherz.

Stillengrüt ist ein Weiler mit fünf Heimwesen, er liegt etwa eine Viertelstunde weit hinter den Wäldihöfen an der wenigbegangenen Strasse von Steig nach Zimmerwald. Für gewöhnlich sagt man «in der Stilli»; früher soll es dort «im Tod» geheissen haben. Man redet den Stilli-Leuten nach, dass sie in der Einöde das Sprechen verlernt hätten und dass jeder, der es mehr als zwei Jahre neben ihnen aushalte, auch seinen Zick¹³ mitnehme. Der Schuhmacher Napf erklärt sich diese sonderbare Eigenschaft nach seiner Weise. Er meint, die Stillengrüter werden schon wissen, warum ihnen das Reden Mühe mache. Es sei zu viel da, und da behielten sie lieber alles für sich, als dass sie zu reden anfangen und dann nicht mehr aufhören könnten.

Mein Meister, der Garbenbauer, ging fast jeden Sonntag zur Kirche. Nicht wegen des Glaubens, wie er ausdrücklich betonte, sondern bloss wegen der Andacht. Und weil es ihm der neue Pfarrer treffen könne, der manchmal auch auf der Erde sei, nicht immer bloss im Himmel. Im übrigen machte er der Nachrede alle Ehre, ja er setzte den Stilli-Leuten gewissermassen die Krone auf. Seine Zunge schien zu Zeiten wirklich gefroren zu sein, es konnte Tage und Wochen geben, wo er sich auch für die allernotwendigsten Anweisungen mit der Zeichensprache oder mit einer Handbewegung behalf. Da seine Frau für gewöhnlich auch nur dann redete, wenn sie ihm Antwort geben musste, und da sich ausser uns nur noch eine halb taube Magd auf dem schmalen Höflein befand, war ich in meiner neuen Umgebung keineswegs in Gefahr, viele ungereimten Dinge zu hören. Der Garbenbauer richtete es, wenn immer möglich, so ein, dass jeder der vier Hausgenossen seine Arbeit an einem besonderen Orte zugeteilt bekam. Er erklärte mir einmal in einer Anwendung von Leutseligkeit, dass er hiefür seinen bestimmten Grund habe. So im Haufen zu leben, sei nicht für alle Menschen. Wenn er beim Hacken, beim Mähen und Holzen allein sei, so habe er mehr Genuss von sich selber, als wenn ihm ein anderer immer in seine Gedanken hineinschwatze. Und er meine oft, wenn zwei so einen ganzen lieben Tag lang miteinander geschnorrt und gepappelt hätten, müssten sie des Nachts im Bett an der Herzleere sterben. Da im übrigen auf dem Garbenhofe gut zu leben war und mir mein Meister schon nach dem ersten Monat mit dem Lohn um einen Franken in der Woche stieg, dachte ich gar nicht daran, mich sobald nach einem andern Dienst umzusehen. Wenn ich dem Zeigerhaniss begegnete, rühmte ich, dass es mir gut gehe. Er seinerseits berichtete mir, dass sich der Noldi gut anlasse, besonders im Schaffen. Wenn man ihm halt nur nicht hätte nachlaufen müssen. Das gebe der Frieda immer noch ein wenig zu studieren.

Im Stillengrüt war ein lieber Schulkamerad daheim, Konrad Tischberger, den ich schon seit längerer Zeit vor allen meinen Altersgenossen innerlich bevorzugt hatte, und der meine aufrichtige Zutraulichkeit in vollem Masse erwiderte. Wir machten fast jeden Sonntagnachmittag zusammen einen kürzeren oder längeren Spaziergang durch die Höfe oder wälzten gemächlich über Steig und Trüb nach dem Städtchen Krien hinab, wo wir uns ein besonderes Fest daraus machten, sämtliche in den verschiedenen Schaufenstern der Marktgasse ausgebreiteten Herrlichkeiten der Reihe nach gründlich zu besichtigen, unser Urteil über dies und das abzugeben, sowie auf Grund der angesetzten Preise eine ungefähre Schätzung der Warenbestände vorzunehmen. Ein andermal wieder zog es uns nach der Zimmerwalder Seite. Wir durchstreiften den grossen Ehrikoner Staatswald nach allen Richtungen, sahen uns fremde Wiesen und Ackerzeigen an und bestärkten uns gegenseitig in der verständig geäusserten Ansicht, dass solche Bummelfahrten einem nach der Wochenarbeit sehr gut bekämen. Wenn immer das Wetter leidlich war, wurde jeweilen gleich nach dem Mittagessen ausgerückt. Selbst der Hang zum Lesen vermochte mich nicht zurückzuhalten, obschon mir auf dem Garbenhöflein mehrere Bücher und eine Schicht von über sechzig im Lauf der Jahre angesammelten Kalendern zur Verfügung standen. Dieser Genuss konnte mir ja nicht entrienen; ich sparte mir hiefür den Feierabend und manche liebe Nachtstunde auf. Der

unbändige Wunsch des Herzens, das Verlangen der Augen nach einem Blick in fremdes Leben und Tun hinein, hunderterlei heimliche Gelüste wurden auf diesen kurzen Bummelfahrten gestillt. Im Gegensatz zu meinen früheren Aussetzungen fand ich jetzt oft, dass die Welt eigentlich fast nicht schöner und kurzweiliger hätte geschaffen werden können. Die kurze Einkehr in irgend einem bescheidenen Wirtshause bedeutete für uns jedesmal ein ernsthaftes Ereignis, über das vorher ausgiebig beraten und hin- und hergeredet wurde. Wir lauschten andächtig den Gesprächen älterer Bauern zu, fast als ob jedes Wort ein Evangelium wäre, das sie vom Wetter, über Gemeindeangelegenheiten oder über irgend eine weltbewegende Begebenheit zusammen sprachen, und hatten keine geringe Meinung von uns selber, wenn wir beim Zahlen ein blankes Frankenstück hinlegen konnten. Mit offen zur Schau getragener Geringschätzung klaubte jeder die herausbekommenen Nickelstücke wieder in sein Beutelchen zusammen.

Es bestand damals zwischen mir und Konrad Tischberger un- ausgesprochen ein enger Bund, der den Namen Hoffnungsbund verdient hätte, wie denn unser beider Dasein zu jener Zeit stark im Zeichen der Hoffnung stand. Manchmal auf den versonnenen Spaziergängen, insbesondere auf dem Heimwege, tauten unsere Seelen unvermerkt auf und wir liessen uns gegenseitig unsere Zukunftsgärten sehen. Ich bekannte ihm, dass es mir mit meinem Leben, mit meinem Schaffen und Sparen ausschliesslich um den Stelzenhof zu tun sei, weil der doch einmal unserer Familie gehört hätte. Natürlich nahm ich ihm nachträglich das heilige Versprechen ab, mein Geheimnis keinem Menschen zu verraten und traute ihm auch ganz bestimmt zu, dass er es für sich behielt. Ebensogut, wie ich es als ein Verbrechen betrachtete hätte, von seinem Heiratsplan, den er mir unter gleichen Vorbedingungen anvertraute, etwas laut werden zu lassen.

Wir hatten nämlich beide die Hauptbücher unseres Lebens im Entwurf so ziemlich abgeschlossen und alles bis in die kleinste Einzelheit hinein zum voraus festgelegt. Konrad hatte im Sinn, jetzt noch allererst etwa acht Jahre daheim zu schaffen. Bis dahin, führte er aus, würde man dann sehen, ob mit dem Vreneli Kleiner im Hintertobel etwas los sei. Ihr Vater, der Samuel Kleiner, habe ja schon das vierundsiebzigste zurückgelegt und er werde von seiner zweiten Frau, die doch fast noch ein Kind sei, wohl schwerlich mehr zu taufen bekommen. Da könne sich einer bei dem Vreneli als einziger Tochter dann hübsch einheiraten. Natürlich, für den Fall, dass sie sich schlecht herausmachen würde, wolle er sich freie Hand behalten. Denn eine Hässliche würde er um kein Geld nehmen; man müsse so ein erheiratetes Gesicht immerhin nachher fast die ganze Zeit vor Augen haben, und wenn einmal erst der Aberwille da sei, so könne so etwas einem sogar bei Tische die Lust am besten Essen verderben.

Wenn wir auf meine Entwürfe und Pläne zu sprechen kamen, so war Konrad Tischberger jederzeit bereit, sein Gutachten in weitgehendstem Sinne abzugeben. Er war der Meinung, der Hubacher werde trotz seines Alters den Stelzenhof noch wenigstens zehn oder zwölf Jahre halten. Seine Frau glaube nämlich trotz des gedruckten Zettels heute noch nicht, dass der Franz in Amerika wirklich gestorben sei. Und die Hubacherin sei bekanntlich zäher als dem Teufel seine Werktagsschuhe, die würde noch ohne Zähne Rossnägel zerbeissen. Also müsste es denn doch an mir. fehlen, wenn ich nicht bis zur rechten Zeit etwas auf der Seite hätte. Und ganz sicher werde es mir dann ein Spass sein, eine brave und schaffige Frau zu finden. Im Notfall wolle er mir. ganz gern Anleitung geben. Er sehe es nämlich jedem Mädchen auf eine Stunde weit an, ob es einen Burschen möge oder nicht. Vorläufig brauche ich wegen dieser Sache nicht ungeschlafen zu liegen, ja es wäre geradezu lächerlich, sich hierüber Sorgen zu machen, man dürfe nur an den Vers denken, den der Steinhof-Karli jeden Morgen beim Rossputzen singe:

Wer freien will, mag warten,
Es schneit ihm Jungfern in Garten,

Es schneit ihm das Glück in Teller hinein,
Hansel, musst nicht ängstlich sein!

Ich beneidete Konrad heimlich um seine überlegene Klugheit. Eines brachte er aber mit seinem Scharfsinn doch so wenig heraus als ich, nämlich, wie sich Margritte Stamm zu dem Pflugwirtssohn von Zimmerwald stelle, der offensichtlich ihretwegen damals oft nach Gehren herübergeritten kam und sein blankes, braunes Pferd an der Holzstange vor dem Ochsen festband. Margritte half nämlich, seit sie wieder daheim war, der Ochsenwirtin, ihrer Tante und Taufpatin, hin und wieder an Sonntagen für ein paar Stunden beim Wirten mit. Ich empfand immer ein starkes Missbehagen, wenn ich zusehen und zuhören musste, wie der Legler mit ihr schön tat und ihr Artigkeiten sagte, worin er eine besondere Übung zu besitzen schien. Margritte, die sich im Vergleich mit mancher ihrer Altergenossinnen eine fast kindliche Einfachheit bewahrt hatte, liess auch nicht im geringsten merken, ob ihr die Anwesenheit des fremden Gastes gleichgültig oder angenehm sei; sie ging mit besonnener Geschäftigkeit ab und zu und zeichnete ihn in keiner Weise aus. Aber wenn es mir auch damals ganz lächerlich vorgekommen wäre, mir ihretwegen Gedanken zu machen, so empfand ich es doch als eine kleine Erleichterung, als Konrad Tischberger einmal auf dem Heimwege nach Stillengrüt hinauf in verständigem Tone der Ansicht Ausdruck gab, dem Presi seine sei dem Legler zu wenig reich, der könne noch bessere Partien machen. Dass ich mich Margritte gegenüber besonderer Artigkeit beflissen hätte, könnte ich nicht behaupten. Sie fragte mich einmal, da sie mich hinausbegleitete, ob ich auch noch hin und wieder zeichne, gab sich aber die Antwort teilweise selber, indem sie auf meine groben, rissigen Hände sah. Ich war ungerecht genug, ihre Frage als eine Anspielung auf die unglückliche Buchzeichengeschichte aufzunehmen und sagte ganz unverfroren: «Du, es ist mir dann allenfalls lieber, wenn du mich wegen dieser Sache nicht mehr aufziehst.»

Als ich am gleichen Abend von einem verstohlenen Besuch bei der Base Käther heimkehrte, erfuhr ich durch Kaspar Wenk, dass Mina Stürler bei Verwandten im kleinen Wäldi auf Besuch sei. Im Vorbeigehen sah ich sie dann auch wirklich mit Anna Hofer im Garten stehen. Sie erkannte mich gleich und kam aufgeräumt zu mir auf die Strasse herüber. Was ich denn auch mache da in der Einöde oben? Ich werde doch nicht ein Hofnarr werden wollen, wie mein Meister einer sei?

Ich musste ernsthaft über sie staunen. Sie war schlank und zier gewachsen, ihr Wesen hatte nichts mehr von der scheuen Unsicherheit des Schulkindes; und so muntere, helle Augen hatte sie bekommen, dass ich mich immer wieder vergewissern musste, ob denn so etwas möglich sei.

«Nun, was hast an mir auszusetzen, dass du mir solche Augen anwirfst?» sagte sie scherzend, und ich gestand ihr gerade heraus, dass sie mir hübsch vorkomme.

Anna Hofer neckte mich damit, dass das ja mein alter Schulschatz sei, und ich liess es ohne weiteres gelten.

Sie komme noch ein paar Schritte weit mit, sagte Mina Stürler kurzerhand. Wir schritten, während ihre Freundin wie auf Abrede im Garten zurückblieb, gemächlich an Wiesen und frischgepflügten Stoppelfeldern hin. Sie tat ganz unbefangen und fand es lustig, dass wir jetzt so unverhofft zusammengekommen. Sie hätte, sagte sie, schon lang gern wissen mögen, was ich denn auch so mit dem Leben anfangen wolle. Ob ich es noch wisse, dass sie mich einmal gern gehabt habe? «Du mich aber nicht», fuhr sie in munterem Scherzton fort, ohne erst meine Antwort abzuwarten. «Schon ein wenig», gab ich treuherzig zurück.

Da stand sie still und sah mich durch die Dämmerung mit einem ganz lustigen Blicke an. «Ja – wenn du das sagst, dann – Bitte, sag' mir's jetzt im Ernst: ist's wahr?»

«Hä, so glaub's doch!» Wir gingen ein paar Schritte weiter. Der herbstliche Buchenwald schloss sich über unserem Wege. Sie schien sich auf etwas zu besinnen.

«Und jetzt willst du wirklich da im «Tod» oben bleiben? Gefällt dir das? An einem anderen Ort lebt man auch – du! ...»

Das «du» hatte einen so lieben, heischenden Klang, dass ich ernstlich ins Nachdenken kam. «Ich hab' halt etwas im Sinn. Ich kann nicht gut hier fort», sagte ich gedrückt. «Mir zu lieb auch nicht? ...» Sie sagte das leichthin, ich wusste nicht, ob ich es als Scherz oder als Ernst nehmen sollte. Unversehens kam, mir selber nicht erklärlich, eine gewisse Festigkeit über mich. «Später vielleicht. Jetzt nicht.»

Sie stand wieder still. «Aha, ist das so ...» Der fremde, feindliche Schimmer blitzte in ihren Augen auf. «Ja, ich dachte es mir schon.»

Sie gefiel mir nicht mehr so ganz wie vorhin. Es war mir, als müsste ich sie wieder umgewandelt sehen. «Könntest du denn nicht – später – zu mir kommen – wenn ich etwas Eigenes habe?»

Sie stand von mir abgewendet und entgegnete eine geraume Weile nichts. Dann wandte sie sich verständnislos nach mir um. Ich sah, dass es hart in ihr arbeitete.

«Meinst du, ich wird' da leben, wo man meinen Vater gekannt hat? Meinst du? Und wo er jetzt dann bald wieder Nachtwächter ist, wenn wir ihn nicht mehr füttern? Aha – du hast ihn ja auch gekannt! ... Mit dir lauf' ich nicht mehr! Wenn du mich jetzt um Liebe anbetteln, würdest – nein! Geh du heim! Geh! Lauf von mir weg!»

Plötzlich verwandelte sich ihr Gesicht. Mitten aus Zorn und Tränen heraus lächelte sie mich an. «Darf ich? ...» Augenblicklich schlang sie einen Arm um meinen Hals und drückte mir einen Kuss auf die Lippen. Dann war sie schon von mir weg und lief flüchtigen Fusses dem Hofe zu.

«Du weisst ja nicht einmal, was das ist!» rief sie mir halb spottend, halb scherzend zu, indem sie sich noch einmal nach mir umwandte. «Leb' recht prächtig in deiner Einöde! Übers Jahr hab' ich einen Schatz! Und einen andern, als du einer bist!»

Drei Tage darauf brachte mir der Briefträger Rebmann ein kleines Päckchen. Sogleich wusste ich, dass es von Mina Stürler war. Ich fand darin, in vielen Umhüllungen verwahrt, ein Lebkuchenherz mit dem Sprüchlein darauf: «Dem braven Kinde.»